

Wenn einmal die Geistesgeschichte der letzten Generation geschrieben würde, so müßte den bedeutenden Kunsthistorikern, welche die Epoche rund um 1900 hervorgebracht hat, ein verhältnismäßig breiter Raum gewährt werden. Unter den hervorragenden Namen dürfte der Otto Fischers (geboren 1886 in Reutlingen) nicht fehlen. Er war einer der ersten, der den Blick über Europa hinaus nach Asien richtete. Schon in jugendlichem Alter schwebte ihm eine Synthese europäischer und ostasiatischer Kunstgeschichtsschreibung vor und seine Ansicht ging dahin, daß sich die Kunstgeschichte erst dann dem Ziel einer objektiven Forschung nähere, wenn sie sich auf die ganze Menschheit und die ganze Vergangenheit erstreckte und daß also auch das Wesen der Kunst erst auf Grund einer solchen universalen Forschung wirklich ergründet werden könne. Das hochgesteckte Ziel war wohl nie ganz zu erreichen, allein der Grundsatz als heuristisches Prinzip doch äußerst wertvoll und jedenfalls zeugte es für den umfassenden Geist des jungen Forschers, der damals wohl kaum damit rechnete, daß er einmal zum Ehrenberater der chinesischen Reichsmuseen ernannt würde.

Wer das Glück hatte, dem Kunstkennner und Gelehrten Otto Fischer in späteren Jahren persönlich nahe-zukommen, konnte sich dem Eindruck des Außerordentlichen nicht entziehen. Eine hohe, früh kahle, ungewöhnlich wohlgeformte Stirn und auch die übrigen Züge riefen die Erinnerung an ostasiatische Kunstwerke, an gewisse Buddhastatuen, genauer an eine ganz bestimmte Kwan-non der Tang-Zeit wach, so daß man gar nicht überrascht war zu erfahren, daß Fischer nicht nur die ostasiatische Kunst vollendet zu interpretieren wisse, sondern auch die chinesische Kultur von Grund auf, ja teilweise die chinesische Sprache beherrsche, so daß es ihm möglich war, gelegentlich sogar chinesische Forscher durch Entzifferungen, die bisher unmöglich schienen, zu verblüffen. Das Erstaunlichste indessen war, daß er einem schwäbischen Gemälde des 15. oder 19. Jahrhunderts mit gleich großer Feinfühligkeit und Aufgeschlossenheit gegenüber trat wie einer Landschaft des Tung Yüan oder Wang Wei. Aber nicht nur das Urteil auf Grund des Genusses stand ihm zur Verfügung, sondern auch außerordentliche sprachliche Fähigkeiten, die Ausfluß einer sehr hohen Allgemeinbildung und einer besonderen Begabung zugleich waren und ihn zunächst schwanken ließen, welchen Beruf er wählen sollte. Fischer war außerordentlich frühreif. In einem Alter, in dem andere erst anfangen, nämlich mit 21 Jahren, wurde er bereits von Wölfflin, der damals sehr hohe Anforderungen stellte, mit einer grundlegenden und gründlichen Arbeit über die Salzburger Malerei, natürlich mit dem höchsten Epitheton promoviert. Gleichzeitig aber hatte ihn schon die chinesische Malerei in ihren Bann gezogen, so daß er schon zwei Jahre später einen Aufsatz über die chinesische Kunsttheorie veröffentlichte und im

Jahre 1912 sich an der Universität Göttingen mit einer Schrift über die chinesische Malerei habilitieren konnte. Aus dieser Arbeit ging die „Chinesische Landschaftsmalerei“ hervor, die 1920 zuerst erschien und von der Fischer selbst sagen konnte, daß sie ihm die Anerkennung der Männer gebracht habe, an deren Urteil ihm am meisten gelegen sein mußte. Einige Jahre später gab Fischer – von kleineren, wenn auch oft für die Forschung sehr wichtigen Arbeiten nicht zu reden – den Band über Indien, China und Japan in der Propyläen-Kunstgeschichte heraus, so daß man sagen kann, sein Wissen und seine Wertungs- und Auswahlfähigkeit seien in dieser Hinsicht nicht ungenützt geblieben.

Konnte es für diese Anlagen eine schönere Erfüllung geben als die lange vorgesehene, durch den ersten Weltkrieg verhinderte, aber im Herbst 1925 mit Mitteln der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, des Auswärtigen Amtes und des Reichsinnenministeriums unternommene einjährige Reise nach Japan, China und Java. Es war einer der Glücksfälle in unserer an Unglück sonst überreichen Geschichte, und das Glück fiel diesmal keinem Unwürdigen in den Schoß. Er hat dem günstigen Geschick den schönsten Dank abgestattet durch das ein Jahrzehnt später erschienene wunderschöne Buch „Wanderfahrten eines Kunstfreundes in China und Japan“, wozu später noch das über Java und Bali kam. Der Reiz des Buches liegt darin, daß hier nicht nur ein hochbegabter Forscher von seinen Einsichten in das Wesen der Kultur- und Kunstdenkmale berichtet, sondern daß ein Stilist von ungewöhnlich hohem Rang den Leser an seinem Erleben der Landschaft und des Landes und ihrer hervorragenden Vertreter teilnehmen läßt. „Worauf es mir ankommt“, schrieb er, „sind nicht wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern ein Begreifen der Lebens- und Denkweise der Menschen, ein Erfassen des gesamten Komplexes der Kultur Japans und Chinas, wie sie mir zum Erlebnis geworden ist. Die Landschaft und die Baukunst, Plastik und Malerei, Religion und Weisheit, Dichtung und Musik, Tanz und Theater, die Tracht und Bräuche des Volkes wie die hohe Bildung der feinsten Geister habe ich in buntem Wechsel erleben dürfen. Osten und Westen sind nicht mehr zu trennen, und wenn der Abend dem Morgen die Hand reicht, vollendet sich ein Tag der Menschheitsgeschichte.“

Seine ostasiatischen Interessen und Untersuchungen waren so vielseitig und erforderten solche Anstrengungen auch von einem disziplinierten geistigen Arbeiter wie Fischer, der den Schreibtisch erst mehrere Stunden nach Mitternacht zu verlassen pflegte, daß sie wohl genügt hätten, um ein Forscherleben zu füllen, aber sie bildeten nur eine Seite in der Tätigkeit des Gelehrten. Gehörte er zu dem seltenen Typ des Schwaben, der weit über das immer kleinlicher gewordene Land, dem er entsproßte, hinauswuchs und insofern an seine längst verlorenen besten Traditionen erinnerte, so fühlte er sich doch stets mit seiner württembergischen Heimat

verbunden, obwohl er mütterlicherseits Schweizer Abkunft war. Ja, er übersah es vollkommen, daß er hier weder freundlich aufgenommen noch freundlich verabschiedet wurde und gab seine Neigung zu Kunst und Künstlern dieses Landes nie auf.

Noch kurz vor seinem Tode äußerte er, seine heutigen Landsleute freilich weit überschätzend: „meine Schwaben werden als erste das Wertvollste am Menschen wieder auferstehen lassen. Umsonst sind nicht die größten Geister in meinem Schwabenland geboren worden.“

Während seiner mit viel Verdruß verbundenen Tätigkeit als Direktor des Museums der bildenden Künste in Stuttgart von 1921–1927 veranstaltete er eine Ausstellung der schwäbischen Malerei und Plastik des 19. Jahrhunderts und schrieb, fußend auf Vorarbeiten des unvergeßlichen Hans Otto Schaller ein Buch über die Schwäbische Malerei des 19. Jahrhunderts, die er, ohne sie damit über Gebühr herausheben zu wollen, in ihrer Eigenart erkannte und würdigte. Wie immer bei Fischer sind das Schönste auch an diesem Buch die geradezu vollendeten Bildbeschreibungen und individuellen Charakteristiken der Künstler. Freilich, er kannte auch die Einengung und Begrenzung, die das Volk der Schwaben sich selbst gesetzt hatte, und so war er sich im klaren darüber, daß die Stuttgarter Galerie nicht weiter vom Durchschnitt genährt werden dürfe, sondern endlich Anschluß an berechnete europäische Wertungen finden müsse. Leider war es ihm nicht vergönnt, seine Absichten zu verwirklichen und es blieb bei einigen im Hinblick auf die Schwierigkeiten, die er hatte, besonders schätzenswerten Erwerbungen wie zum Beispiel der herrlichen „Böhmischen Landschaft“ des C. D. Friedrich, der ausgezeichneten Genreszenen des Januarius Zick und eines delikaten Maulpertsch. Hervorgehoben sei die Entdeckung des „Maulbronner Altars“ von 1432, den er in einem völlig ruinierten Zustand auffand, der aber durch die Arbeit des Restaurators inzwischen zu einem Anziehungspunkt der Galerie geworden ist. Außerordentlich erschwert hat er sich seine Lage durch eine ganz hervorragende Ausstellung moderner deutscher Malerei (1924), die die schönsten Bilder von Franz Marc, Dix, Klee, Hofer, Kokoschka, Nolde usw. enthielt, da maßgebende Kreise in Stuttgart in den ausgestellten Werken nicht Kunstwerke, sondern Erzeugnisse entarteter Gehirne zu sehen glaubten. Es bedurfte eines zweiten Weltkriegs mit all seinen Schrecken und Verwüstungen, um die Gegner Fischers zu belehren, wie sehr er im Recht war und wie sehr die im Unrecht waren, die ihm seine Förderung der modernen Kunst zum Vorwurf machten. Es waren diejenigen Kreise, aus denen gewollt oder ungewollt im sogenannten dritten Reich die Aktion hervorging, die die Ausrottung der modernen Kunst zum Polizei- und Staatsprinzip machte, und die die Schuld tragen, daß die Stuttgarter Galerie und mit ihr viele andere Museen noch vor den Kriegs-

verlusten um ihre moderne Abteilung und damit um hohe unersetzliche Werte gekommen sind.

Glücklicherweise gab es jenseits der Berge Leute, die über eine Kraft ersten Ranges wie Fischer besser Bescheid wußten und ihn nach Basel holten, wo er, zugleich als Professor an der Universität dozierend, die Erstellung des herrlichen neuen Museums durchführte. Eine große Zahl sehr wesentlicher Neuerwerbungen, darunter die skandalöserweise von deutscher Seite freigegebene einzigartige Tafel des Basler Meisters von 1445 mit den Heiligen Antonius und Paulus gelangen ihm, bis er allerdings auch dort der Meute mißgünstiger Intriganten erlag. Von Haus aus wohlhabend, erbaute er sich ein schönes Haus in Ascona und widmete sich, in seine große Bibliothek vergraben, ausschließlich der privaten wissenschaftlichen Tätigkeit, die weiterhin zwischen Ostasien und Europa geteilt blieb. Seiner alten Liebe entsproß ein Buch über einen der bedeutendsten württembergischen Maler, Hans Baldung Grien, nachdem er schon 1920 ein volkstümliches Werk über Dürer veröffentlicht hatte, und schließlich eine große Geschichte der deutschen Malerei, der ein ähnlicher Band über die Graphik folgen wird.

Doch konnte er sich dieser ruhigen Tätigkeit nicht lange erfreuen. Die Auseinandersetzungen, die seine idealistische Tätigkeit auch in Basel heraufbeschworen hatte, waren nicht ohne Nachwirkungen geblieben. Im Jahre 1938 erlitt er einen Zusammenbruch, von dem er sich nicht mehr ganz erholte, wozu noch kam, daß er wie alle geistig Veranlagten und Fantasiebegabten unter den unsinnigen Vernichtungen des zweiten Weltkrieges, obwohl abgetrennt, besonders litt.

Also ein Mann, der sich nicht durchzusetzen vermochte, der mehrfach scheiterte? Nichts wäre verkehrter, als so zu urteilen. Im Gegenteil müßte man sagen: endlich ein Mann, der den Mut zum Scheitern hatte. Gerade darin liegt das Vorbildliche von Otto Fischer, daß er das besaß, was den Deutschen meist abgeht, nämlich Zivilcourage und daß er sich nicht mit allem abfand, was von durchschnittlichen Köpfen durchzusetzen versucht wurde. Es ist von geringerer Bedeutung, ob wir – des löblichen Brauches, das Gedächtnis hervorragender Männer zu ehren, völlig entwöhnt und durch allzu viele Fehlbewertungen kompromittiert – uns heute des Verlustes bewußt werden oder nicht, ob wir von ihm Notiz nehmen oder gar nicht nehmen können: ein Gehirn wie das des allzu früh Verstorbenen, ein Geist von solcher Weltweite und solcher Möglichkeit des Aufnehmens, Interpretierens und Weitergebens von Kunsteindrücken wird nicht mehr so bald entstehen und wenn, so wird er noch früher den mißgünstigen Einflüssen der Zeit und der Zeitgenossen erliegen bzw. überhaupt nicht mehr zur Entfaltung kommen. Der Fall Fischer ist daher ein schon wahrhaft historisch gewordener – wenigstens für die Deutschen.

*H. Th. Musper*